Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 10

Artikel: S. Zurlinden : der Weltkrieg [Fortsetzung]

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635354

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

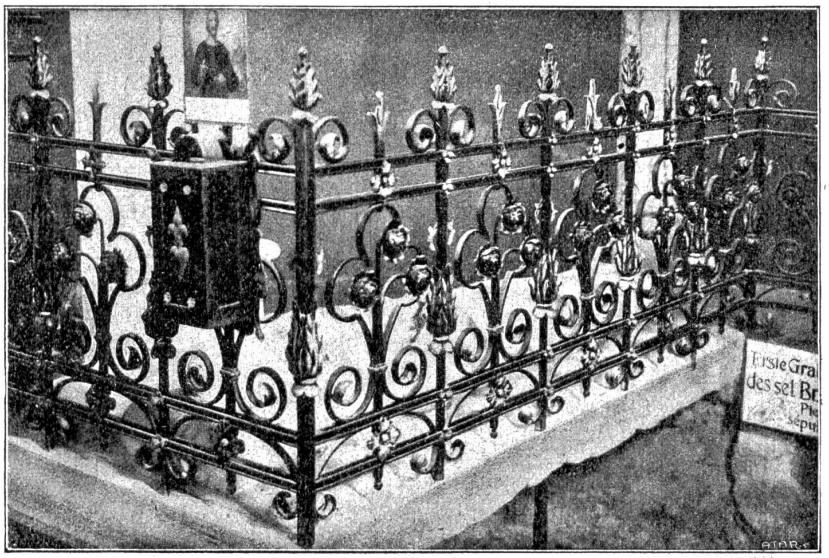
Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

S. Zurlinden, Der Weltkrieg.

Einige Anmerkungen zu einem schweizerischen Kriegsbuche.
(Fortsetzung.)

Der Autoritätsstaat kann im heutigen Kriege einen großen Erfolg verzeichnen: die Organisation. Je besser die Kriegsorganisation ist, je mehr sucht man die Macht in einer zahlenmäßig möglichst kleinen, dafür politisch um so mächtigern Autorität zu konzentrieren. Wer nun als eigentlichen Zweck des Staatswesens seine imperialistische Entwicklung ansieht und infolge dessen den Krieg nicht vom Staate trennen kann, der wird immer mehr diese Autorität und die von ihr geschaffene Organisation preisen. Der Mensch wird dadurch immer mehr zum Staatsbürger, dessen individuelles Leben nicht mehr berücksichtigt zu werden braucht. Die Verhältnisse zwischen Individuum und Staat verschieben sich immer mehr zugunsten des Staates und zuungunsten der Persönlichkeit. Das hat am schärfsten Fichte ausgesprochen, und auf seinem Boden standen hier Hegel, dann aber auch die Treitschke, Bernhardi, Rohrbach usw. Diese Philosophie hat Nietzsche nach dem Siebzigerkriege zu scharfen Protesten geführt. Es ist schließlich fast ein Treppenwitz der Weltgeschichte, daß diese Unterordnung unter den Staat, diese Einschränkung des individuellen Lebens verlangt wird von den gleichen Leuten, die auf wirtschaftlichem Boden die größte unsoziale Denkart großgezogen haben. Hier wurde wieder einmal das Mittel zum Zweck. Die Organisation sollte dem Menschen dienen; in scharfen Daseinskämpfen ordnet man sich ihr willig unter; aber schließlich möchte man sich nicht immer von seiner Dienerin beherrschen lassen. Doch ist es begreiflich, daß diejenigen Gesellschaftsklassen, die durch die Organisation im Kriege zu großer Macht gelangt sind, die Voraussetzungen für die Organisation selbst, eben den Krieg, als notwendig darzustellen und zu erhalten suchen.



Zur 500. Gedenkfeier an Niklaus von der Flüe (21. März 1417-1917).
Das erste Grab von Niklaus von der Flüe in der kleinen Kapelle von Sachseln.

Die Gedankenverwirrung wird auch in anderer Hinsicht zielbewußt ausgenutzt. Wir konnten kürzlich in Bern selbst ein gutes Beispiel erleben. Das Deutsche Theater spielte. Man war begeistert und war es mit Recht. Aber ein Mißklang schwang sofort hinein. Das seien nun die verlästerten Boches, hieß es, und so etwas hätten die Franzosen nie und nimmer fertig gebracht. Der Kultureindruck wurde zu politischen Dingen mißbraucht. Es geht, wie Professor Ragaz ganz richtig sagte: Wir öffnen „deutschem Geiste" Tür und Tor und finden uns eines Tages als „Reichsdeutsche" wieder. Mit der überwältigenden Kultur sucht man uns in den Kreis eines weniger überwältigenden Staatssystems zu ziehen. Zu dieser Pflege des Autoritätsglaubens gehört, daß man die Autorität mit dem Nimbus der Unfehlbarkeit zu umgeben sucht, während das regierte Volk mit Vorliebe als unmündig erklärt wird. Man läßt sich in Deutschland Aussprüche, wie den des Generals von Bernhardi, daß kein Volk weniger geeignet sei, seine Geschicke selbst zu leiten, als gerade das deutsche, ganz ruhig gefallen. Da tut es nun gut, die Hinweise Zurlindens auf die Folgen dieses Systems durchzulesen. Er geht mit herzerfrischender Offenheit einer besondern Einrichtung des Obrigkeitsstaates, der geheimen Diplomatie, zu Leibe.

Der sittlich denkende Mensch unserer Tage, der gelernt hat, mit seinen Nachbarn in Frieden, Freundschaft und Verträglichkeit umzugehen, der ruhig seiner Arbeit nachgeht, der nichts begehrt, als seinem Werke und seiner Lieben Glück zu leben, wird in einen furchtbaren Konflikt geraten, wenn er zur Waffe greifen und töten soll. Das Spielzeug, das man im Schützenstand als Sportwerkzeug gebrauchte, wird zur mordenden Waffe. Wer gewohnt war, selbst das Leben des Tieres zu achten, muß töten. In diesem Konflikte blickt die große Mehrheit nach einem Führer aus, der ihr Ziel und Weg weisen würde. Sie findet zwei, zur Rechten und zur Linken. Der eine ist das sittliche Gesetz in uns, das uns bis dahin lehrte, nicht zu töten, nicht zu stehlen, nicht zu zerstören, nicht zu rauben. Ein Sittengesetz, das von den rigorosesten christlichen Forderungen noch weit entfernt ist, das nicht lehrt, daß man auch die Feinde lieben, daß man seinem Bruder siebenmalsiebenzigmal vergeben solle, daß man dem auch den rechten Backen hinhalten solle, der uns auf den linken schlage. Ein rein bürgerliches, recht bescheidenes Sittengesetz, aber ein Gesetz doch, das wir als Station auf einem Wege erkennen, dessen letztes Ziel, dessen Ideal die reine Lehre Christi ist. Dies Sittengesetz hat der Mensch gehalten von Jugend an; es galt im Verkehr der einzelnen Menschen unter sich; nun möchte er es anwenden auf den Verkehr der Völker unter sich. Demgegenüber aber tritt die andere Autorität, die Autorität des Staates, der Kriege führt und Schlachten schlägt; und die lehrt, daß man im Interesse des Staates töten, menschliche Werke vernichten soll; daß Stehlen und Rauben erlaubt ist, daß die feige Lüge Recht hat und nicht die tapfere Wahrheit. Diesen Konflikt lösen nur wenige Menschen dahin, daß sie sich entschließen, die Gesetze, die sie bis dahin um ihrer selbst, nicht um des Staates willen gehalten haben, auch weiterhin zu achten. Sie stoßen zusammen mit dem kriegführenden Staate; seine Gesetze verurteilen sie; die Verachtung der öffentlichen Meinung bedeckt sie, vermag sie aber nicht niederzuschlagen. Für die andern aber wird gesorgt, daß sie den Konflikt nicht zu lange und nicht zu heftig empfinden. Man weiß ihnen klar zu machen, daß zwischen dem christlichen Gesetz und dem Staatsgebot gar kein Widerspruch besteht, daß „Du sollst nicht töten" und „Du sollst töten" sich wohl einen lassen. Es ist Aufgabe der Kriegstheologie, nachzuweisen, daß es zweierlei Recht geben müsse für den Verkehr der Menschen und den Verkehr der Staaten. Ach, diese Kriegstheologie! Solange sie sich darauf beschränkt zu sagen: Wir wissen, daß es nicht recht ist, was im Kriege getan wird, aber wir können den Konflikt nicht anders lösen, weil wir zu schwach sind — solange kann man sie noch verstehen. Leiden wir doch alle im bürgerlichen Leben unter

dem Zwiespalt zwischen Wollen und Können, und niemand ist darum gering zu schelten, weil er nicht seinen besten Absichten gemäß leben kann. Aber es gibt im bürgerlichen Leben schon eine ekelhafte Sorte Leute, die aus ihrer Schwachheit Absicht zu machen versteht, die mit ihrer Feigheit, ihrer Verlogenheit, ihren Krankheiten prunkt, die für ihre Niederträchtigkeiten Gesetze zu machen weiß, der es im Kot des Zwiespalts am wohlsten ist. Und diese Sorte finden wir wieder da, wo es sich nicht mehr um Schwächen des Einzelnen, sondern um Gemeinheiten ganzer Nationen handelt, und wir finden sie geschäftig, die Schwachheit zur Stärke umzulügen — und das ist eben jene Sorte von Kriegstheologen und Kriegspädagogen, mit denen Zurlinden abrechnet und für deren Erledigung ich ihm ebenso herzlichen als grimmigen Dank weiß. Da schreibt einer (Namen tun hier nichts zur Sache, denn sie können so reden nördlich des Rheins so gut wie südlich der Alpen, östlich des Bodensees, westlich des Juras, so gut wie dazwischen): „Wer als Christ bereit ist, für sein Vaterland nicht nur sein Leben hinzugeben, sondern, wenn es sein muß, zu töten oder die Brandfackel zu schleudern, kurz, zu tun, was seinem innersten Begehren fremd und zuwider ist, der steht nicht fern von der heißen Liebe des Apostels, der sich wünschen konnte, verbannt zu sein für Christo, für sein Volk, nicht fern dem Sinne des großen Dulders, der bereit war, die Sünden seines Volkes wie aller Welt zu tragen und zu sühnen." — Ein anderer: „Kultur und Staat müssen ihre eigenen Wege gehen, abseits vom Christentum." Und von Christus, der Jude war, im römischen Knechtsstaat lebte, vor dem römischen Landpfleger sich zu verantworten hatte, von Jesus, der jeden Gedanken an die Vertreibung der Römer aus Palästina weit von sich wies, von diesem Jesus, den man spottend fragte: Sage uns, bist du der Juden König? — von eben ihm schreibt ein dritter: „Was hätte er getan, so dürfen wir kühnlich fragen, wäre damals von der Sinaiwüste her ein Heereszug von Gurkhas, Senegalnegern, Spahis und Turkos über Palästina hergefallen und hätte die Hauptstadt bedroht? Hätte er diese Feinde geliebt? Hätte er den rechten oder linken Backen hingehalten? Er hätte seine Predigt vom Himmelreich vertagt und zuvor die Juden und Römer (!!) zu den Waffen gerufen, um den Feind aus dem Lande zu treiben. Danach erst, nach dem Sieg, kann das Evangelium gedeihen." Wahrhaftig, solchen Leuten möchte man zurufen: Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir! Man kennt vielleicht den mathematischen Scherz: 2 mal 2 gleich 5. Durch eine lange Formel wird dies Resultat bewiesen; es wird dadurch erreicht, daß einmal, dem Unkundigen unbewußt, durch 0 dividiert wird. Wenn das Christentum durch eine glatte Null dividiert, verkleinert wird, durch eine so glatte Null, wie es der Kriegspfarrer Theodor Birt ist, dann geschieht es, daß allen Ernstes bewiesen werden kann: Liebet eure Feinde = Hasset eure Feinde! Und denjenigen, die gegen solche Verdrehungen aufstehn, die verlangen, daß man wenigstens den Mut habe zu gestehn, daß man hier unchristlich handle, wenn es auch nur aus Zwang geschehe, denen wirft ein Schweizer Pfarrer vor, daß sie von Moraltrivialitäten geplagt würden. Aber sie alle können sich schließlich auf Luther berufen, daß Krieg „an ihm selbst göttlich und der Welt so nötig und nützlich sei, wie Essen und Trinken oder sonst ein ander Werk". Neben diesem greulichen Ausspruch ist mir der tapfere Brief des jungen Ulrich Zwingli denn doch lieber; er schrieb ihn an die Schwyzer nach der Schlacht bei Biccocca und hat ihnen hier das Entsetzliche eines Krieges mit dichterischen Worten vorgemalt. Und zehnmal lieber ist mir das großherzige Wort des Erasmus von Rotterdam: „Wahrhaft teuflische Handlungen werden heilige Kriege genannt. Bischöfe und ernste Gottesgelahrte, physisch kriegsuntüchtig, schlagen die Schlachten des Fürsten von der Kanzel herunter, versprechen denen, die ihm beistehen, Vergebung aller Sünden, und erklären dem Fürsten, daß Gott für ihn streiten werde, wenn er nur der Sache des Glaubens treu bleibe. Wie aber könnte es uns jemals einleuchten, daß der Christ seine Hand mit Christenblut beflecken müsse? Was ist der Krieg anders als Raub und Mord, von Massen an Massen verübt? Die Welt hat so viel gelehrte Bischöfe, so viel grauhaarige Würdenträger, so viel Räte und Senate — warum ruft man nicht ihre Autorität an, um die kindlichen Streitigkeiten der Fürsten durch weise und endgültige Entscheidungen zu lösen?"

Die andere Art aber, dem Volke über den Zwiespalt hinwegzuhelfen, ist die, daß man ihm erklärt, es verstehe von Staatsgeschäften nichts, sein einfacher Verstand sei nicht geeignet, das verschlungene Gewebe zu sehen, das sich aus Klugheitsfäden zusammengesetzt. So entmündigt man das Volk; so hintergeht man es, indem man die geheime Diplomatie schafft. Sie kennt den alten Wahlspruch, daß der Zweck die Mittel heilige; sie ist so klug, daß sie weiß: Alle unsere Geschäfte müssen einmal zum Krieg, zum Zusammenstoß und zum Zusammenbruch führen; sehen wir uns also für den Zusammenbruch vor! Welch schurkischer Bahningenieur, welch elender Zugführer wäre das, der von vornherein Bahnen baute, Züge lenkte, damit sie einmal zusammenstoßen sollten, und dessen Bestreben wäre, beim Zusammenstoß auf jeden Fall die Wagen und die Passagiere des andern Zuges zu zermalmen, die eigenen aber zu retten! Wahnsinnig, würden wir sagen. Handelt es sich aber nicht nur um hundert oder mehr Passagiere, sondern um das Heil ganzer Völker, ganzer Nationen, dann finden wir solch Bestreben weise und groß. Die geheime Diplomatie, die im Dienste des deutschen, des englischen, des russischen Imperialismus steht, hat die Aufgabe hier und dort, zum Angriff vorzugehen. Jeder Imperialismus ist aggressiv, und wenn es je einen imperialistischen Krieg gegeben hat, dann sicher diesen. Dies aber darf dem Volke nicht gesagt werden; man muß es täuschen, und man hat es hier und dort so gründlich getäuscht, daß Franzosen, Russen, Deutsche, Bulgaren, Engländer sich angegriffen fühlen und sich in der Verteidigung wähnen. Das Volk sollte sich von jeher im Rechte fühlen; es ist Aufgabe und Kunst der geheimen Diplomatie und einer weisen Regierung, die eigenen schuftigen Pläne dem Volke im Zauberlicht des Rechts zu zeigen.

(Schluß folgt.)

Das neue Waisenhaus der Burgergemeinde in Thun.

Ein Waislein bin ich, elternlos —
Doch gut erzogen, warm geborgen,
Nicht klagen will ich: „Hart mein Los!"
Viel Glück und Sonne, wenig Sorgen,
Birgt mir das Heim der Vaterstadt!

Je länger je mehr drängte sich seit Jahren den burgerlichen Behörden von Thun die Tatsache auf, daß das Anstaltsgebäude im Bälliz, welches seit achtzig Jahren den verwaisten oder verkostgeldeten Kindern das Elternhaus ersetzte, den neuen Anforderungen an ein gutes Kindererziehungsinstitut nicht mehr entspreche und auch die Verlegung an einen dienlicheren Platz empfehlenswert erscheine, angesichts des zunehmenden Verkehrs im Stadtquartier. Deshalb sicherte sie sich in den Jahren 1911/13 ein Bauareal von 114,43 Aren vom Schloßmatteterrain, das, an die neue Pestalozzistraße stoßend, mit seiner prächtigen Aussicht auf den Alpenkranz und mit seiner vorzüglichen Lage, namentlich in Hinsicht der Nähe zu den städtischen Schulanstalten, am allergeeignetsten erschien.

Von allgemeinem Interesse sind die armen-jugenderzieherischen Gedanken, die zu den Beratungen wegleitend waren: „. . . Es darf nicht bezweifelt werden, daß der gute Geist eines richtigen Familienlebens der beste Erziehungsfaktor ist und bleibt. Dieser Erfahrungstatsache entsprechend wäre also grundsätzlich die Erziehung in der